

**Zeitschrift:** Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur  
**Herausgeber:** Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte  
**Band:** 5 (1925-1926)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Moderne Weltanschauung in der Schweiz  
**Autor:** Meyer, Helene  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-155785>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

wie auch „Effehard“ mit Recht Gemeingut des Volkes deutscher Zunge geworden, sie sind Bücher, zu denen man immer gerne zurückkehrt, sich daran freut und erhebt, und die man in seiner Büchersammlung nicht gerne vermissen möchte.

Wehmütig berührt es, wenn man Scheffels Lebenslauf überblickt, wie grausames Schicksal dem Dichter im Ringen und Schaffen Halt gebot.

Es sollen noch Fragmente von Romanen vorhanden sein, die noch nicht veröffentlicht wurden, so ein groß angelegter geschichtlicher Roman, der die Kämpfe der Albigenser in Südfrankreich gegen die Inquisition des Papsttums im 13. Jahrhundert zum Gegenstand, zumeist aber in Rom und Venetien seinen Schauplatz haben sollte — nur das erste Kapitel wurde vollendet. Als Vorbild der Heldenin, wie sie dem Dichter vor schwebte, war seine geliebte Schwester gedacht. Mit ihrem Tod erlosch auch die Möglichkeit, den Roman zu Ende zu führen, und nach Allem, was über die Anlage und Idee des Werkes vernommen wurde, soll eine Schöpfung hohen Ranges der Welt damit verloren gegangen sein.

## Moderne Weltanschauung in der Schweiz.

Von Helene Meyer, Kilchberg.

**D**as Geknatter der Maschinengewehre ist verstummt, versiegt der Strom abgezehrter Ausgewiesener durch unser Land, kein drohender Fliegerangriff hält uns in angstvoller Spannung. Qual und Lärm der Welt ist für uns ins Weite gerückt, und wir besinnen uns auf uns selbst. Was sind wir, wie entwickeln wir unser Ich, wie verhalten wir uns zu den andern und zum Göttlichen? In diesen bedrängenden Fragen bieten sich uns zwei Führer aus unserm Stämme, die sich ergänzen. Beide sind vertiefste Persönlichkeiten, beide voll ehrlichen Strebens, uns eine Lösung der anflutenden Probleme zu geben. Der eine, Paul Häberlin,<sup>1)</sup> ist der Denker. Er verkörpert den männlichen Willen, der zur sittlichen Tat treibt. Der andere, Albert Steffen,<sup>2)</sup> steigt als Dichter ins Reich der „Mütter“ hinunter. Er ist der Anschauende, der sich der Natur freudig hingibt. Dem sittlichen Verhalten steht das ästhetische gegenüber, und beide, so betont Häberlin, sind gleich gut vor Gott. Der Kern der Lebensanschauung ist bei beiden ein Glaube. Beide werden nicht müde, an einem Ideal festzuhalten. Häberlin schlägt die Brücke seines Glaubens geradewegs zum Herzen Gottes; Steffen lehnt sich an die Schulter seines Freundes und Meisters Rudolf Steiner. Häberlin wendet sich an den Verstand. Er entwickelt seine Ansichten,

<sup>1)</sup> Häberlin, Paul: Das Gute. Basel, Kober, 1926. 375 S.

<sup>2)</sup> Steffen, Albert: Der Künstler zwischen Westen und Osten. Zürich, Grethlein, 1925. 278 S.

hält inne, überschaut die gewonnenen Ergebnisse, wiederholt und verdeutlicht die entstandenen Begriffe. Nur wo der Verstand aller Verständigen aufhört, strömt in die reine, dünne Höhenluft seines Denkens erwärmendes Gefühl. Steffen ist Offenbarer. Er teilt sich in Symbolen mit. Seine Weltanschauung ist erfüllt. Wie schön ist aber, was Häberlin vom ästhetischen Verhalten sagt, das der Ausdruck des schlechthin Guten sein kann und nicht weniger entzündende Wirkung besitze als die moralisch gewollte Besserungshandlung. Häberlins Auseinandersetzung mit Gott und der Welt will System haben. Steffens Ansichten vom Göttlichen und Natürlichen sind nicht leicht zur Wiedergabe einzufangen. Dem schönen Pfauenauge seiner dichterisch und seherisch beschwingten Rede würde der Schmelz abgestreift, wenn man sie auf eine Formel bringen wollte. Seine religiösen und ethischen Ideen sind eingebettet in eigenartig anregende literarhistorische Betrachtungen, die wertvoll genug wären, sie in einem besondern Aufsatz zu behandeln. Auch ist für den, welcher der theosophischen Bewegung fern steht, schwer auseinanderzuhalten, was Geisteseigentum des Meisters Rudolf Steiner, was des Jüngers Albert Steffen ist. Ein solches Auseinanderhalten hätte das Studium aller von Steffen angeführten Werke Steiners zur Voraussetzung.

Das Leben ist zweideutig, so beginnt Häberlin seine Untersuchung. Raum ein Mensch, der sich dieser Zweideutigkeit nicht einmal schmerzlich bewußt wird. Auf der einen Seite steht das Ich, der Trieb des Individuums, sich auszuleben; auf der andern Seite ist die Einheitsforderung, das sittliche Gesetz, den Nächsten zu lieben wie sich selbst und die Menschheit als eine Gemeinschaft von Brüdern zu betrachten. Weder der sogenannte gesunde Egoismus, noch das rigoristische Verneinen des Ichs befriedigen als Lösungen des Problems. Jedem geistig Höherstehenden erscheint die erste Lösung platt; die zweite aber bedeutet die Vernichtung der Individualität und damit des Lebens selbst. So ist die Menschheit einem Kompromiß verfallen, der in seiner Schärfe mehr oder weniger, je nach der individuellen Anlage, empfunden wird. Wohl gibt es relativ naive Menschen, denen der Kompromiß gewöhnlich wenig zum Bewußtsein kommt. Häberlin möchte darunter die Frauen zählen, die naiver als die Männer seien. Wir möchten uns eine Zwischenbetrachtung erlauben. Sind nicht die Frauen als Mütter von der Natur in die glückliche Lage versetzt, das Ich zugunsten anderer, der Kinder, zu verleugnen, und stehen sie nicht als Erzieherinnen des kommenden Geschlechts mit der Menschheit im großen Zusammenhang? Der Lohn ihrer Opfer wäre ein größeres seelisches Gleichgewicht, eine harmonische Verschmelzung der Ich- und der Einheitsforderung.

Der Wille zur Einheit ist trotz aller menschlichen Unzulänglichkeit festzuhalten. Der Einheitswille eo ipso ist Gott. Nicht Leben, sondern Sein ist die Lösung des Einheitsinteresses. Der Einheitswille kann die Gesinnung, die Grundstimmung unseres Wesens ausmachen, während der beigeordnete Auseinandersezungswille sich in Handlungen umsetzt. Neben dem Triebglück, dem Glücke des Handelns, der Auseinander-

sezung, des Erfolges gibt es ein Einheitsglück. Häberlin nennt es kurzweg die himmlische Seligkeit. Der Einheitswille ist in diesem Leben nur als Sehnsucht möglich. Seine alles umspannende Liebe will die Gemeinschaft alles Ich mit allem Du. In einem unschuldigen und brüderlichen Leben käme die nicht mehr im Gegensatz zum Einheitswillen gedachte Subjektivität zu ihrem Rechte. Eine richtige Einstellung hätte zur Folge, daß wir an unserm Urschicksale, der Zweideutigkeit, nicht mehr littten. Diese richtige Einstellung vollzieht sich nur durch den Glauben. Der Glaube ist Gewißheit Gottes und der Gehorsam gegen Gott. Es ist Gottes Wille, daß wir so sind, wie wir sind, zwiespältige Wesen. Durch den Glauben sind wir nicht Gott oder wie Gott; aber wir haben Teil an ihm, weil wir an seinem Willen teilnehmen und zu unserem Schicksal Ja sagen. Mit den Augen Gottes gesehen, erscheinen die Gegensätze nun in ihrer Relativität. Wir wissen, der Zwiespalt ist absolut gewollt, aber relativ, weil er nur in der Wirklichkeit ist, nicht im Sein selbst. Der Glaube ist im praktischen Leben Anfechtungen ausgesetzt, von Fall zu Fall muß die Lösung des Problems neu geschaffen werden. Er ist das Prinzip des Guten, das „*unum necessarium*“, das wahre Glück, die „*unio mystica*“. Zum unendlich weiten, unbedingten und unbeschränkten Einheitswillen gläubig Ja sagen, dadurch alle Gegensätze in ihrer Relativität durchschauen, das Widersprechende in seiner tiefen Einheit begreifen, das ist wahre Mystik. Unechte Mystik nennt Häberlin die ekstatische Vereinigung mit Gott als Ersatz des Glaubens. Die „unechte“ Mystik will die Einheit mit Gott im Grunde durch Identifikation mit den Dingen oder gewissen Dingen. Wer sich mit der Kreatur in Eins versetzt, findet in der Kreatur nicht Gott, sondern — sich selbst. Hier tritt Häberlin in Gegensatz zu Steffen. Es ist aber nichts anderes als der Gegensatz des Denkers zum Dichter. Der Dichter und vor allem der lyrische Dichter, dem Steffen die Rolle eines Geisterführers zuweist, lebt nicht im Willen, sondern im Gefühl. Der Glaube als Grundsatz oder Vorsatz hat immer den Charakter des Willens. Auch der junge Goethe stand unter dem Einfluß der pantheistischen Ideen Spinozas. Je größer die Subjektivität, desto gewaltiger die Wirkung des Lyrikers. Ist nun das Subjekt an und für sich schön und gut, so wird auch Häberlin nicht schlechtweg von einem „falschen“ Propheten sprechen. Romantische Naturen werden ungern den Felsenpfad Häberlins einschlagen, sondern auf blumigen Matten einen Hauch des Göttlichen empfinden. Sofern sich der ästhetisch Schauende an die Symbolkraft der bestehenden wahrnehmbaren Wirklichkeit kontemplativ hingibt, berührt er sich mit dem „Gläubigen“, der im Bielerlei des Wirklichen die ewige Einheit begreift. Das ästhetische Verhalten, führt Häberlin aus, ist die Quelle reinen Glücks nur für das Subjekt dieses Verhaltens, sei es im eigentlichen Sinn schaffendes oder sei es anschauendes Subjekt. Das sittliche Verhalten ist die Quelle des Glücks für sein Subjekt wie für sein Objekt, daher nach Häberlin potenziert gutes Verhalten. Für die ästhetische Schau steht die ganze Welt offen; es gibt kein mögliches Objekt, an welchem der ästhetisch gewendete Glaube sich nicht betätigen könnte. Die sittliche Arbeit be-

schränkt sich auf den Menschen; ihr Ziel ist, die Menschen zum guten Willen zu bringen, dadurch menschliche Gemeinschaft zu begründen und das innermenschliche Übel zu überwinden. Sowohl Häberlin wie Steffen wünschen eine Gemeinde, Häberlin als Objekt seiner sozialen Arbeit, Steffen als Kreis gleichfühlender Menschen.

Rudolf Steiner spricht dem Menschen die Fähigkeit zu, durch geistige Übungen, das Schaffen der Natur in sich zu erleben („Wie erlangt man Erkenntnisse der höhern Welten“). Er stützt sich auf den Goethe-Ausspruch: man mache sich durch Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Teilnahme an ihren Produktionen würdig. Wir erfassen im Innern die Wahrheit über die Außenwelt erst, wenn der Gedanke in uns durch das Außeruns sich anregen lässt, schöpferisch zu werden und sich in Leben zu verwandeln. Alle Menschensehnsucht geht über das den bloßen Sinnen Erscheinende hinaus. Goethe erfasste intuitiv eine „Urpflanze“. Steiner lehrt, sich mit Gedanken und Gefühlen immer inniger in ein Pflanzenwesen zu versenken und das in ihm wirkende Leben immer selbstloser zu erspüren, bis man zu der geistigen Anschauung des Gemeinsamen gelangt, das sich als Unvergängliches durch Keim, Blatt, Blüte, Frucht zieht. Pflanzen und Welken stellen sich dar als Formen, in die sich Unverwesliches kleidet. Dieses Unverwesliche ist gleichbedeutend mit der „Tinctur“ Jakob Böhmes, jener Ursubstanz, aus der die ganze Welt entstanden ist. Jeder Stein, jedes Tier, jeder Mensch, jedes Wesen überhaupt lässt sich „erleben“. Eine völlig neue Welt baut sich auf, ohne daß die sinnliche verschwindet. Durch bestimmte Methoden, an deren Stelle ausnahmsweise das Gnadengeschenk eines Traumes treten kann, wird ein geistig seelischer Wesenskern im Menschen entdeckt und damit die Anlage zu einem neuen Menschen. Der alte Leib muß zerfallen, bis die im Wesenskern latent liegende Neuorganisation stattfinden kann. Der von Osten übernommene Gedanke der wiederholten Erdenleben nimmt dem Tod seine bisherige Bedeutung. Das Schicksal wird ausgeweitet. Das Selbstbewußtsein muß Gefäß für das Menschheitsich werden, sonst ist es nicht wert, ewig zu sein. Die Lust am eigenen Erzeugnis ist für Steffen die Quelle des Sittlichen. Der Künstler empfindet in sich selber, inniger als andere Menschen den Archetypus der Menschheit.

Nietzsche in seiner „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ hat die Erkenntnis einer Einheit alles Vorhandenen. Er betrachtet wie Häberlin die Individuation als Grund des Übels und die Kunst wie Steffen als die freudige Hoffnung, daß der Bann der Individuation zu zerbrechen sei, als die Ahnung einer wiederhergestellten Einheit. Der Held der griechischen Tragödie ist Dionysos, jener die Leiden der Individuation erfahrende Gott. Als Knabe wird er von den Titanen zerstückelt. Die Hoffnung der Eingeweihten ging auf eine Wiedergeburt des Dionysos, die wir als Ende der Individuation zu betrachten haben; denn Dionysos ist das von den Untergründen der Seele, den Titanen, zerstückelte Ich. Der Weg des Dionysos geht durch Läuterung von den dunklen Untergründen der Seele zum Licht des Kosmos empor. Um-

gekehrt verläuft der Weg des reinen Lichtgottes Apollo. An die Vorstellung des Ichs, die Apollo verleiht, hält sich Nietzsche in der „Geburt der Tragödie“, um sie später als Illusion, als Lüge zu verwerfen. Der lichte, milde, schuldlose, heilige und heilende Apollo, der, als die Zeit erfüllt war, auf der Erde selbst erscheint, ist nach Steffen der Jesusknabe, das Vorbild des göttlich gereinigten Ichs. J. Ch. sind die Anfangsbuchstaben des Erlösernamens Jesus Christus. Wenn Steffen das apollinische Ich sucht, so ist dieses reine, selbstlose Urbild gleichsam die zarte Schwester des Häberlin'schen Einheitswillens, und die arabeskenhafte, den Sehnüchten des Gefühls und der Phantasie entgegenkommende Christologie Rudolf Steiners eine für ästhetisch Veranlagte vielleicht ansprechendere Form des Gottglaubens, wie er sich in männlich kraftvoller Unterwerfung bei Häberlin ausgebildet hat.

An Hand der Schiller'schen „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ entwickelt Steffen seine Ansichten über den Staat. Der dynamische Staat ist das Werk der Natur und der physischen Bedingungen. Er ist ein Zusammenschluß aus Not, um sich gegen äußere Gewalt zu wehren. Natur wird in ihm durch Natur bezähmt. Auf dieser Stufe steht das bolschewistische Regiment. Der ethische Staat ist eine Schöpfung des Gesetzes. Was im einzelnen Menschen an Individualismus lebt, hat sich durch Befolgung eines, wenn auch durch Diplomatie mehr oder weniger verschleierten kategorischen Imperativs dem Allgemeinen zu unterwerfen. Ein Abbild dieses Staatensystems dürfte man, urteilt Steffen, sicherlich den Völkerbund, wie er von Wilson gemeint war, nennen. Der dritte Staat, der ästhetische, vollzieht den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums. Er soll das Werk der Freiheit selber sein. Es ist hier nicht die Stelle, das Problem der menschlichen Willensfreiheit weitschichtig zu erörtern. Häberlin mußte zu einer „Verneinung ohne Zähneknirschen“ kommen. Die dichterische Begeisterung läßt Steffen die Schranken überfliegen. Und doch treffen sie zusammen. Bei Häberlin ist die Freiheit des Willens nur insofern möglich, als sich der Mensch als Teil des göttlichen, des allein freien Willens fühlt; bei Steffen kommt die Freiheit dem apollinischen Ich, dem göttlich gereinigten Menschheitsich, zu. Während Häberlin dem Aristoteles gleich auf Raffaels Gemälde „Die Schule von Athen“ den Blick sorglich abwägend zur Erde senkt, schaut Steffen entrückt wie Platon zum Äther empor.

Lehnen wir uns voll Vertrauen an die ragende Eiche des Häberlin'schen Willens; freuen wir uns der Blumen und Früchte, die aus dem geheimnisvollen Blättergewirr der Steffen'schen Weltanschauung duften und blinken, und seien wir ihnen vor allem dankbar, unsren Geisteführern, welche die seelische Leere unserer Zeit auszufüllen trachten.